Morgen-Ausgabe.

Das „Berliner Tageblatt“ erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Montags und ist durch die Expedition Jerusalemerstr. 48, Filiale Friedrichstadt: Friedrichstr. 66, Filiale Königstadt: Königstr. 50, Filiale Louisenstadt: Prinzenstr. 35, sowie durch alle Zeitungs-Expeditionen und Post-Anstalten des Reiches zu beziehen.
Redaktion: Jerusalemerstr. 48.

Der Abonnements-Preis beträgt incl. Donnerstags-Beilage „Ulk“ und „Sonntagsblatt“ vierteljährlich 5 M. 25 Pf. incl. Botenlohn, monatlich 1 M. 75 Pf., durch die Post bezogen 5 M. 25 Pf. pr. Quartal.
Inserate, pr. Zeile 50 Pf. („Berliner Stadt-Anzeiger“ 30 Pf.), werden Jerusalemerstr. 48, Filiale Friedrichstadt: Friedrichstr. 66, Filiale Königstadt: Königstr. 50, Filiale Louisenstadt: Prinzenstr. 35, angenommen.

Berliner Tageblatt.

Nr. 239. **Berlin, Sonntag, den 25. Mai 1879.** **VIII. Jahrgang.**

Abonnements für den Monat Juni

auf das **„Berliner Tageblatt“** nebst der belletristischen Wochenschrift **„Berliner Sonntagsblatt“** und dem illustrirten Witzblatt **„Ulk“** werden zum Preise von

1 Mark 75 Pf.

(für alle drei Blätter zusammen) von allen Reichspostanstalten sowie in **Berlin** von sämmtlichen Zeitungs-Spediteuren, allen Stadtpostämtern und der ergebenst unterzeichneten Expedition entgegengenommen.

Im eigenen Interesse wolle man das **Abonnement schleunigst veranlassen**, damit die Zustellung des Blattes vom **1. Juni c.** ab pünktlich erfolgen kann.

Die Expedition des „Berliner Tageblatt“,
Berlin SW., Jerusalemerstr. 48.

Des Kulturkampfs Ende.

Wenn Nahestehende miteinander streiten, wächst die Erbitterung schneller und größer an, als wenn ein Kampf unter Fremden entbrennt. Es tritt dann zu dem Zorn über die Sache selbst noch ein besonderer Grimm darüber, daß es ein Freund ist, der wider uns steht, ein Freund, von dem wir uns vielmehr thatkräftiger Unterstützung versehen hatten. Hierin liegt die Gefahr tiefgehender Parteiungen innerhalb eines Landes, und deshalb ist es stets verdienstlich, bei inneren Kämpfen daran zu mahnen, daß die öffentliche Wohlfahrt, das Beste des gemeinsamen Vaterlandes, das Ziel ist, nach welchem, nur auf verschiedenen Wegen, hüben und drüben gestrebt wird.

In dem Parteienstreite, welcher den mittlerweile international gewordenen Namen „Kulturkampf“ führt, ist diese Mahnung wohl oft genug laut geworden, aber nicht mit hinreichend eindringlicher Kraft. Von Jahr zu Jahr stieg die gegenseitige Erbitterung, und dem Schimpfwort „Reichsfeind“ schallte die Erwiderung entgegen von der „diokletianischen Kirchenverfolgung.“

Die in diesem Falle naturnothwendige Einmischung außerdeutscher Elemente versäumte nicht, die Gegensätze noch schroffer zu gestalten und die persönliche Beleidigung als regelrechtes Kampfesmittel zur Verwendung zu bringen. Der „neue Attila,“ das „Steinchen, welches schon im Rollen ist, um den Koloß zu zerschmettern,“ und ähnliche Dinge machten schließlich den Kampf zum Selbstzweck.

Mit Papst Pius IX. war ein Friedensschluß deshalb unmöglich, psychologisch unmöglich,

„Denn zu tief schon hat der Haß gefressen
„Und zu schwere Thaten sind geschehn,
„Die sich nie vergeben und vergessen —“

Das fühlte auch instinktiv alle Welt, und besonders darum wurde die Thronbesteigung des Kardinals Pecci, des jetzigen Papstes Leo XIII., dem der Ruhm friedfertiger Gesinnung vorausgegangen war, allseitig mit herzlichster Freude begrüßt.

Aber auch der friedfertigste Papst bleibt immer ein Papst, und die Kurie, bis aufs Aeußerste nachgiebig, wenn es sich um vorübergehende Schmiegsamkeit handelt, hat es bis jetzt noch nie gelernt, ein von ihr einmal aufgestelltes Prinzip mehr als stillschweigend zu verleugnen; sie fügt sich in Thatsachen, doch stets nur unter Protest.

Papst Leo XIII., noch nicht durch eine politische Vergangenheit gebunden, noch jung unter der Tiara, die ihm unerwartet zugefallen war, und deshalb noch etwas unsicher, zeigte ein konziliantes Verhalten, das Anerkennung verdient, gleichviel ob es der Unsicherheit oder berechnender Weisheit entsprungen war. Er stellte freundschaftliche Beziehungen zunächst zu dem deutschen Kaiser und dessen Familie her, und war darin jedenfalls berechnet klug, daß er allein den Kultusminister Dr. Falk als die Person bezeichnete, mit welcher die Kurie nicht unterhandeln könne und glücklicher Weise nicht zu unterhandeln brauche, weil die Herbeiführung eines Modus vivendi Sache des — auswärtigen Amtes sei.

Mit dieser Erklärung der Kurie steht es auf das Genaueste im Einklang, daß die Führer des Centrums schon lange vor den Besuchen Windthorsts bei dem Reichskanzler, nämlich kurze Zeit nach dem Personenwechsel auf dem päpstlichen Thron, immer nur gegen den Kultusminister ihre schweren Angriffe richteten, den Reichskanzler dabei aber ganz außer dem Spiele ließen. Das war vordem anders gewesen, als noch der eigensinnige Pius IX. in seinem Grolle keine persönlichen Unterscheidungen machte. Mit dieser Erklärung der Kurie steht es auch in genauestem Einklang, daß das Centrum jetzt nur mit den Deutschkonservativen verhandelt, die Reichspartei aber, zu welcher, wenn auch seiner amtlichen Eigenschaft wegen nicht mehr formell, Dr. Falk gehört, nicht ohne Demonstration zurückstößt.

Wenn Herr Falk noch nicht seine Demission genommen hat, so bringt er damit dem Fürsten Bismarck ein großes Opfer, oder — weiß mehr von des Fürsten Bismarck Absichten, als dieser bislang kundgegeben.

Die Wahl des Freiherrn zu Franckenstein zum ersten Vizepräsidenten des deutschen Reichstags gab hierzu den äußeren Anlaß. Das Centrum weigerte sich, mit der Reichspartei zu paktiren. Die Reichspartei aber hatte in der gestrigen Reichstagssitzung den seltsamen Muth, trotzdem dem Centrum nachzulaufen und dem Vorsitzenden desselben ihre zurückgewiesenen Stimmen aufzudrängen.

Es wird „dilatorisch“ verhandelt — das ist klar. Fürst Bismarck kennt die Lage der Kurie zu genau, er weiß zu gut, daß die Kurie sich nicht wohl zugleich in zwei großen europäischen Reichen als von „diokletianischer Verfolgung“ betroffen, hinstellen kann, und daß darum der in dem allerchristlichsten Frankreich entbrennende Kulturkampf den Vatikan nachsichtiger stimmen muß gegenüber dem immerhin doch mehr als halb ketzerischen Deutschland.

Hoffentlich ist kein Grund zu der Besorgniß vorhanden, daß die Kurie in die Lage kommen wird, in Prinzipientreue das Reich zu beschämen. Es wäre ein allzuschimpfliches Ende — und darum ist es unglaublich — daß derselbe Fürst Bismarck, der als der Schöpfer des deutschen Reiches gerühmt wird, seine glänzende Laufbahn damit abschließen sollte, die Souveränetät des Staates dem Trotze vaterlandsloser Kapläne zu opfern.

Die Feier der goldenen Hochzeit unseres Kaiserpaares bringt vielleicht eine Amnestie, die uns nach dieser Richtung wird klarer sehen lassen.

Politische Tages-Uebersicht.

Berlin, 25. Mai.

* Nachdem der Reichstag in seiner gestrigen Sitzung die Wahl des ersten Vizepräsidenten vollzogen und die kleineren Vorlagen erledigt hatte, setzte er die Berathung des Zolltarifs fort und beschäftigte sich mit den Anträgen der Abgeordneten Dr. Delbrück, Rickert (Danzig) ꝛc., welche darauf hinausgehen, den Transithandel von dem Zoll zu befreien. Der erste Redner war der Abgeordnete Rickert (Danzig), welcher in längerer Ausführung noch einmal die Schädlichkeit der beschlossenen Kornzölle für die Ostprovinzen auseinandersetzte und die Nothwendigkeit darlegte, in dem neuen Zolltarif Bestimmungen über den Transitverkehr zu treffen. Fürst Bismarck, der während des letzten Theiles dieser Rede ins Haus getreten war, ergriff sofort das Wort, um die Anträge zu bekämpfen und für den Bundesrath das Vertrauen in Anspruch zu nehmen, daß derselbe auf Grund des ihm durch das Gesetz vom Jahre 1869 zustehenden Rechtes dem Transithandel jede zulässige Erleichterung gewähren werde. Diese Ansicht wurde durch die von der linken Seite ertönenden Zwischenrufe: Nein! Nein! sofort widerlegt und der Abg. Dr. Bamberger sprach es später offen aus, daß er das Vertrauen, welches Fürst Bismarck zu dem gerechten und vernünftigen Verhalten der verbündeten Regierungen in dieser Frage in Anspruch genommen, nicht besitze, während Abg. Dr. Delbrück nachwies, daß den verbündeten Regierungen durch das Gesetz vom Jahre 1869 die für sie in Anspruch genommenen Rechte, bezüglich des Transithandels mit Getreide, gar nicht beigelegt seien, da zu jener Zeit ein Getreidezoll nicht existirte, die Durchfuhr daher auch nicht beschränkt war. Obwohl von Seiten der äußersten Rechten ein Antrag auf Uebergang zur Tagesordnung gestellt war, so verwies das Haus die Anträge dennoch an die Tarifkommission zur Vorberathung und bekundete dadurch in seiner Mehrheit, wenigstens anscheinend, den Willen, die Regelung der Durchfuhr nicht der Entscheidung des Bundesraths zu überlassen. Bei der Festsetzung der Tagesordnung für die nächste Sitzung erhob sich ein längerer Streit über den Vorschlag des Präsidenten Dr. Lucius, die erste Berathung des Gesetz-Entwurfs betreffend die Abänderung der Gewerbe-Ordnung zwischen die Tarif-Berathung zu schieben, das Haus erklärte sich indessen mit großer Majorität gegen den Vorschlag, um zunächst die noch für die Berathung im Plenum aus-

Ariadne.

Roman von **Henry Gréville.**

(15. Fortsetzung). Einzig autorisirte Uebersetzung.

Drei Monate später, an einem schönen Junimorgen, ging Ariadne, wie immer, von Madame Sakurow begleitet, die in Wahrheit die Aufgabe einer Mutter übernommen hatte, an dem Thore des Instituts vorbei, um sich in ihre Singstunde zu begeben. Sie sah eine Anzahl Privatwagen, die dem Trottoir entlang warteten.

„Was geht denn im Institut vor?“ fragte sie ihre Pflegemutter. „Es ist Jahresschluß,“ antwortete diese, mit Bedauern darüber, daß sie nicht zeitig genug benachrichtigt worden war, um Ariadne eine vielleicht peinliche Empfindung zu ersparen. Seit dem Ereignisse, das die Waise an ihren Herd getrieben hatte, waren ihre Beziehungen zu der Oberin kühler und oberflächlicher geworden. Jede Sympathie zwischen den beiden Frauen war von dem Tage an geschwunden, als die Unschuldige für die Schuldige hatte einstehen müssen. Madame Sakurow verurtheilte streng die Oberin, und diese leitete nicht mehr die Gegenwart, ja kaum das Andenken an ihre alte Freundin, deren Mißbilligung sie fühlte.

Ein Wagen, der vor der Thüre wartete, bis man eingestiegen war, fuhr im vollen Trabe zweier Racenpferde davon und neben einer schönen Dame von ungefähr sechsunddreißig Jahren, ihrer Mutter, sah Ariadne Olga sitzen.

Sie war es, obgleich das elegante Kostüm einer jungen, vornehmen Dame, das die Instituts-Uniform ersetzt hatte, sie fast unkenntlich machte; in einem Kleide von blaßrosa Seide, mit einem rosengeschmückten Strohhute, in Wolken von gestickem Mousseline gehüllt, glich sich Olga nur noch sehr wenig, aber sie war schöner, denn je.

„Mein Gott! wie hübsch ist sie!“ rief Ariadne aus.

Madame Sakurow wendete ihre Blicke von einem der jungen Mädchen zum andern. Ariadne in ihrem graunollenen Kleide, mit dem schwarzen Strohhütchen, war doch noch schöner als die Prinzessin Olga, — denn so mußte man sie von nun an bezeichnen.

Dies war Alles sehr rasch gegangen, denn ehe der Wagen an den Fußgängerinnen vorüber war, hatte Olga sie bemerkt. Ihre fein Hand in perlgrauen Handschuhen legte sich auf den Rand des Wagenschlags, und sie grüßte lächelnd ihre ausgestoßene Schulbekannte. Sie hat ein gutes Herz! seufzte Ariadne; wie lieb von ihr, sich meiner zu erinnern, nach dem, was vorgefallen ist.

Madame Sakurow erstickte abermals das Verlangen, das junge Mädchen über seine wahren Verhältnisse aufzuklären. Wozu sollte sie den Samen des Grolles und des Hasses in diese junge Seele streuen?

Der Wagen entfernte sich rasch, mehrere andere folgten und überholten ebenfalls die bescheidenen Fußgängerinnen, aber Niemand dachte mehr daran, Ariadne zu grüßen.

„Heute wäre ich auch ausgetreten,“ sagte diese, als sie die Treppe zu ihrem Lehrer hinanstiegen.

Dies war ihr erstes Wort seit Olgas Vorüberschweben.

„Thut es Dir leid?“ fragte Madame Sakurow gerade als ihr Schützling den Klingelzug faßte.

„Nein, gewiß nicht! Was ich jetzt habe, ist mehr werth, als Alles, was ich hätte haben können,“ antwortete das junge Mädchen, „und ich habe acht Monate an Studien gewonnen — — und an Zärtlichkeit,“ fügte sie mit einem Blick auf ihre Mutter hinzu, ehe sie durch die jetzt geöffnete Thüre eintrat.

Es verflossen noch achtzehn Monate, während welcher Fräulein Ranin alle schwierigen Stufen der Gesangskunst erklomm.

Ihr alter Meister, den schließlich eine Leidenschaft für diese schöne Stimme erfaßt hatte, sparte weder Zeit noch Mühe, um sie zur Vollkommenheit zu führen, und seine zuweilen barschen Rathschläge bewahrten sie vor Eitelkeit, dieser natürlichen Klippe für aufkeimende Talente.

Bisher hatte er sie nur Uebungen singen lassen, und das junge Mädchen hatte nie etwas Anderes verlangt. Eines schönen Morgens — sie war allein gekommen, denn die immer zarte Gesundheit der Madame Sakurow verlangte mehr und mehr eine sorgfältige Pflege — sagte er ungestüm zu ihr:

„Kannst Du wohl dies singen?“

Er hielt ihr die Arie aus dem fünften Akte von „Robert der Teufel“ hin.

Ariadne nahm das Heft, entzifferte die Noten mit einem Blick, las die Worte mit leiser Stimme und begann zögernd; bald wurde ihre Stimme fester, sie vergaß die übrige Welt und mit tiefem Gefühl, mit außerordentlichem Ausdruck vollendete sie:

Traue dem Rathe des Mannes nicht,
Der mich geleitet zum Verderben.

„Wo bes Teufels hast Du so singen gelernt?“ rief der alte Italiener aus, indem er sich vor sie hinpflanzte.

„Wo? Hier bei Ihnen!“ antwortete Ariadne ganz betäubt.

„Das ist nicht wahr! Ich habe Dich keine Opern singen gelehrt! Du hast es ganz aus Dir selbst gefunden! Aber Du hattest es im Voraus gelernt.“

„Ich schwöre Ihnen, das dem nicht so ist,“ erwiderte lebhaft das junge Mädchen, etwas verletzt durch diesen Verdacht.

Ohne zu antworten, zog Morini ein anderes Stück aus seiner Mappe und setzte sich an's Klavier, wo er plötzlich das Arioso aus dem „Propheten“ anschlug, das so viele Thränen hat fließen machen. Er hoffte auf dem Gesicht seiner Schülerin eine Bewegung zu überraschen, die auf die Gewohnheit, es zu singen, hindeutete, denn es giebt keine Altstimme, die sich nicht an dieser einfachen und doch so gefährlichen Melodie versucht hätte. Ariadnes Gefühl behielt seinen verwunderten Ausdruck, und sie versäumte einzusetzen.

„Aber so sang' doch an!“ schrie der Meister, „es ist an Dir.“

„Ich soll singen?“ fragte Ariadne unschuldig.

Der Meister zuckte die Achseln.

„So zähle die Takte, diesmal vokalisirt!“

Sie gehorchte, und jemehr das Verständniß dieser erschütternden Anrufung in ihr aufging, verklärte sich ihr Gesicht; ihre Augen sprühten Flammen, und die Hände, welche das Blatt hielten, fielen ihr unwillkürlich herab bei diesen abgerissenen leidenschaftlichen Sätzen; dann belebte sie sich, ihr ganzer Körper mit den edlen, reinen Linien schien zu wachsen und sie schloß ganz erregt, ganz zitternd.

„Noch einmal von vorn! Die Worte,“ sagte der alte Meister fast eben so bewegt wie sie. „Spiele dazu!“

Sie fing wieder an. Das erste Wort: O mein Sohn! schien